

Kulturkreis zu bringen. Dieser Versuch ist überzeugend gelungen.

Der Hauptgrund dafür liegt nicht nur in der verständlichen, die theologischen Sachverhalte ansprechend vermittelnden Sprache, sondern auch in dem bestimmenden Leitgedanken des Buchs, der sich als chancenreichster Anknüpfungspunkt für das gesuchte Gespräch durch alle geschichtlichen und systematischen Reflexionen hindurchzieht: nämlich das in Schrift und Tradition durchaus bezeugte, aber seit dem Mittelalter zurückgetretene und im letzten Konzil wiederentdeckte, aber noch längst nicht konsequent in Rechtsordnung und Pastoral übersetzte personale Verständnis der Ehe (vgl. GS 48). Das heißt: Das christliche Verständnis der Ehe als umfassendes Geschehen der wechselseitigen, unbedingten Hingabe der beiden Partner aneinander („Ehebund“), in der sich zugleich die heilbringende Hingabe Christi an seine Kirche darstellt und vermittelt (Ehe als Sakrament), kann heute in verschiedener Hinsicht ein brauchbarer hermeneutischer Schlüssel sein. Und zwar sowohl für eine Klärung des bleibend gültigen Sinns der Lehre von der Sakramentalität und der Unauflöslichkeit der Ehe als auch für ihre Vermittlung mit der gegenwärtigen kulturellen Dominanz des Aspektes der Liebe als dem Konstitutivum von Ehe und Partnerschaft.

Natürlich vermag auch dieser theologisch weithin konsensfähige Anknüpfungspunkt keineswegs ein einfaches, konfliktfreies Einverständnis mit den kulturell bestimmenden Selbstdeutungsmustern von Liebe und Ehe herbeizuführen. Knapp geht diesen wohl unaufhebbarsten Widersprüchen keineswegs aus dem Weg. Ohne die theologischen Essentials zu relativieren, zeigt er sehr sensibel Möglichkeiten zumindest einer Annäherung auf: zum Beispiel durch die Unterscheidung zwischen kirchlich gültiger und sakramentaler Ehe oder durch das Plädoyer für eine „gestufte Sakramentalität“ der Ehe oder durch die starke Betonung der unabdingbaren Voraussetzung des gelebten Glaubens für das Zustandekommen einer sakramentalen Ehe im Vollsinne des Wortes.

So kann er im Schlußkapitel „Problemfelder“ sehr hilfreiche Konsequenzen aus seinem theologischen Grundansatz für die Bewertung und den

pastoralen Umgang, etwa mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder mit dem verbreiteten Phänomen des fehlenden Glaubens beim Eingehen einer sakramentalen Ehe und schließlich auch mit der immer häufigeren Erfahrung des Scheiterns einer Ehe, ziehen. Dieses theologisch und zeitdiagnostisch gründliche Buch ist mit Nachdruck auch über den Kreis der akademischen Theologie hinaus zu empfehlen, gerade für (etwas anspruchsvollere) Glaubens- und Ehe-seminare.

Medard Kehl SJ

Wie böse ist der Mensch? Hg. v. Martin KLEER u. Caspar SÖLING. Paderborn: Bonifatius 1999. 113 S. Kart. 24,80.

Dieser in der Akademie-Reihe „Theologie und Biologie im Dialog“ erschienene Titel umfaßt Vorträge und einen kleinen Diskussionsausschnitt, die einer Tagung der „Wolfsburg“ in Mülheim/Ruhr entstammen. Ausgangshorizont ist die allzeit aktuelle Frage nach dem Bösen im Menschen, seine derzeitige Erklärung aus biologischer Perspektive sowie seine Interpretation aus der Sicht moderner Theologie.

Aus biologischer Sicht, so kann resümierend den Beiträgen von Volker Sommer und Gerhard Roth entnommen werden, ist die Lorenz'sche These von der instinkt- bzw. triebbedingten Aggression, die gattungsintern von einer Aggressionshemmung im Zaum gehalten werde, sobald der Wettkampf um Sexualpartnerinnen, Nahrung oder Revier entschieden sei, heute vielfältig ergänzungs- bzw. korrekturbedürftig. Eine angeborene gattungsinterne Tötungshemmung sei nicht nachweisbar; vor allem die Tötung von gattungsinternen Nachkommen („Infantizide“) sei alltäglich und werde soziobiologisch mit dem Motiv der Reproduktion der eigenen Erbanlagen (sogenannter „egoistischer Gene“) auf Kosten anderer erklärt. Die Lorenz'sche Aggressionstriebtheorie sei dahingehend zu korrigieren, daß die Entstehung von Aggression ein multifaktorielles Geschehen sei. Hierbei wirken nach heutigem Erkenntnisstand sowohl bestimmte Hormone und Reizungen einzelner Gehirnteile, als auch frühkindliche Erfahrungen und positive Verstärkungen zusammen. Aggression als Kernbestandteil des sogenannten Bösen hat also viele Ursachen; der „bloße Appell an Vernunft und

Einsicht ist (deshalb)“, nach G. Roth, „das ungeeignetste Mittel“, mit ihr fertig zu werden (46).

Die Beiträge zur theologischen Deutung des „Bösen“ gehen leider nur zu einem sehr geringen Teil auf die von Sommer und Roth vorgetragenen biologischen Erkenntnisse ein; im wesentlichen multiplizieren sie an anderer Stelle bereits Publiziertes. Allein Raymund Schwagers Beitrag läßt erkennen, wie modernes Wissen zum Beispiel um die evolutionäre Weitergabe von Erinnerungen oder die bereits pränatale (gegebenenfalls gestörte) Kommunikation des Menschen zur Weiterentwicklung bzw. Ausdeutung des Erbsündenverständnisses herangezogen werden kann. Armin Kreiners Theodizee-Beitrag bleibt hinge-

gen allzu sehr einem überkommenen bipolaren Freiheits-Unfreiheits-Schema sowie einer zum Moralisieren einladenden Voraussetzung menschlicher Willensfreiheit verhaftet, um der differenzierenden theologischen Rede von der Erbsünde einerseits wie einer möglichen Erlösung hieraus – wie sie von Thomas Söding treffend skizziert wird – wirklich gerecht werden zu können.

Auch der zuletzt angefügte Ausschnitt aus der Abschlusdiskussion, in dem im wesentlichen nochmals die Willensfreiheit des Menschen erörtert wird, macht leider zu wenig deutlich, welche Ergebnisse einem tatsächlich interdisziplinär geführten Dialog zwischen Biologie und Theologie abzurufen wären.

Herbert Frohnhofen

Jesuiten

Emblematik und Kunst der Jesuiten in Bayern: Einfluß und Wirkung. Hg. v. Peter M. DALY, G. Richard DIMLER u. Rita HAUB. Turnhout: Brepols Publishers 2000. 291 S. (Imago Figurata. Studies. 3.) Lw.

Im Juli 1998 fand an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München ein internationales Symposium über Einfluß und Wirkung der jesuitischen Emblematik in Bayern statt, veranstaltet von der Society for Emblem Studies in Kooperation mit Jesuitica e.V., Verein zur Erforschung der Geschichte des Jesuitenordens. Der vorliegende Band beschränkt sich auf die „bayerischen“ Beiträge der Tagung, angereichert durch weitere Publikationen zur Thematik. Es werden die drei Bereiche „Emblembücher“, „Angewandte Emblematik“ und „Einfluß und Wirkung jesuitischer Emblematik“ behandelt. Die Aufsätze sind – je nach Referenten bzw. Autoren – in deutscher bzw. englischer Sprache gehalten.

Emblembücher: Peter M. Daly gibt zu Beginn einen detaillierten Überblick über die Publikationen zur Emblematik der Jesuiten in der Oberdeutschen Provinz des Ordens bis zum Jahr 1800. Anschließend zeigt Rita Haub die Illustrationen im Bilderkatechismus des Petrus Canisius, des „genialen Medienfachmannes seiner Zeit“ und „modernen Kommunikators“, anhand von vier Beispielen auf und liefert den Beweis, daß „im 17. Jahrhundert die religiösen Symbole mit

der Kommunikationssituation des religiösen Glaubens verbunden waren. Sie dienten dazu, Glaubenssituationen bildhaft darzustellen und Glauben an sich zu vermitteln“ (84). James Latham gibt einen Einblick in das „Orbis Phaeton“ des Schriftstellers und Hofpredigers Jeremias Drexel, G. Richard Dimler stellt die emblematisch strukturierten Festlichkeiten vor, die die Jesuiten in München anlässlich der Heiligsprechung von Franz Borgia begingen.

Interessant ist die Sammlung der Frontispize, der verzierten Buchtitelblätter in den Werken des Christoph Scheiner, des Jesuiten, Astronomen und Mitentdeckers der Sonnenflecken. Sie werden erläutert von Franz Daxecker. Helmut Zäh stellt „Die Welt im Ei“ – die „Ova paschalia“ des Georg Stengel vor. Befremdend an dem Beitrag ist, daß der Autor aus der Vielzahl von Beispielen ein frauenfeindliches herausgreift und breit behandelt. Unter diesem Aspekt dürfte es fraglich sein, ob „die vorgestellten Beispiele zu weiterer Beschäftigung mit den ‚Ova paschalia‘ anregen“, wie Zäh abschließend bemerkt (160) – es sei denn, der Leser will sich vom Gegenteil überzeugen, daß nämlich der Jesuit Georg Stengel nichts gegen das weibliche Geschlecht hatte.

Elisabeth Klecker aus Wien gibt einen Einblick in das Emblembuch „Regiae virtutis et felicitatis XII symbola“, das 1636 zu Dillingen gedruckt wurde und dem späteren Kaiser Ferdinand III.